

Zeitschrift: SuchtMagazin

Herausgeber: Infodrog

Band: 49 (2023)

Heft: 1

Artikel: Suchtpolitik in der Schweiz : zwischen Schadensminderung und Repression

Autor: Eckmann, Franziska / Bänziger, Peter-Paul / Rohrbach, Walter

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1046368>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Suchtpolitik in der Schweiz – zwischen Schadensminderung und Repression

2023-1
Jg. 49
S. 26 - 31

Suchterkrankungen wirkten und wirken stigmatisierend. Was können wir daher aus der Vergangenheit für die Gegenwart und die Zukunft lernen? Das nachfolgende Fachgespräch thematisiert verschiedene Etappen der schweizerischen Suchtpolitik wie die Einführung der Schadensminderung und damit verbunden des Vier-Säulen-Modells, die Auflösung der Einteilung der Substanzen in illegal und legal als auch die aktuelle Debatte rund um die Cannabislegalisierung. Einigkeit herrscht, dass nur durch ein Zusammenwirken aller Angebote sowie das Einbeziehen der Betroffenen zukünftig eine integrative Versorgung gelingen kann.

DAS FACHGESPRÄCH FAND ONLINE MIT FRANZISKA ECKMANN (LEITERIN INFODROG, BERN) UND PETER-PAUL BÄNZIGER (PRIVATDOZENT FÜR NEUERE ALLgemeine GESCHICHTE AN DER UNIVERSITÄT BASEL) STATT.
DIE FRAGEN FÜR DAS SUCHTMAGAZIN STELLTE WALTER ROHRBACH (REDAKTIONSLITUNG SUCHTMAGAZIN).
DIE VERSCHRIFTLICHUNG DES GESPRÄCHS ERFOLgte DURCH SANDRA BÄRTSCHI (INFODROG, BERN)
ALS GESPRÄCHSGRUNDLAGE DIENTE DAS BUCH «DIE SCHWEIZ AUF DROGEN» BEI WELCHEM PETER-PAUL BÄNZIGER ALS AUTOR UND FRANZISKA ECKMANN ALS MITGLIED DER ARBEITSGRUPPE, WELCHE DAS BUCH INITIIERTE UND UNTERSTÜTZE, MITWIRKten.

Ein historischer Rückblick

Walter Rohrbach: Herr Bänziger im Buch wird der historische Weg der Suchtarbeit in der Schweiz, beginnend mit dem Aufkommen der Drogenproblematik in den 60er-Jahren über die Prohibition in den 70er-Jahren und die Duldung und Aufhebung offener Drogenszenen bis hin zur Medizinalisierung, skizziert. Mit welchen Stigmatisierungen und Diskriminierungen waren Menschen mit einer Suchterkrankung in den jeweiligen Phasen konfrontiert?

Peter-Paul Bänziger: Man müsste bereits im 19. Jahrhundert mit den Erläuterungen beginnen und nicht erst in den 60er-Jahren. Im Buch «Die Schweiz auf Drogen» haben wir aufgrund des Auftrages in den 60er-Jahren angefangen. Im 19. Jahrhundert wurden zuerst Morphin, dann Kokain und danach Heroin entwickelt. Diese pharmazeutischen Produkte waren viel stärker als alles, was man bis dahin zur Verfügung hatte. Zunehmend wurden Menschen von diesen Stoffen abhängig, doch im Vergleich zum Alkohol blieb die Problematik klein. Ein schon damals erkennbares Kernproblem war

die Problematisierung der betroffenen Menschen. Einerseits wurden Personen als krank betrachtet, doch andererseits schwang immer auch die Meinung mit, dass sie halt nicht fähig seien, mit den Substanzen umzugehen. Damals begann man sich darüber zu unterhalten, was eine Konsumgesellschaft ist und wo ihre Grenzen und Ränder liegen. Menschen, die nicht richtig konsumieren und funktionieren konnten, wurden problematisiert. Dazu zählten nicht zuletzt die Morphin- und Kokainabhängigen. Zugleich gab es Stimmen, die konsumierende Künstler:innen feierten. Nicht wenige wiesen aber darauf hin, dass diese nicht wegen, sondern trotz ihres Konsums Genies waren.

Die Frage der Selbstverschuldung
Franziska Eckmann: Es stellt sich immer die Frage, wie Abweichung definiert wird. Das Glorifizieren kann sicherlich einer bestimmten Schicht zugewiesen werden, was auch in der heutigen Zeit in der Musikszene noch immer sichtbar ist, beispielsweise all die Stars, die

dann früher oder später trotzdem an einer Überdosis gestorben sind. Daneben haben wir die gesellschaftliche bzw. schichtbezogene Abweichung, mit deren die Stigmatisierung und die Diskriminie-



Abbildung 1: Buchcover: Die Schweiz auf Drogen.

rung beginnt, welche bis heute besteht. Sobald der problematische Konsum bzw. die Sucht Menschen betrifft, die weniger Ressourcen und Zugang zu gesellschaftlicher Teilhabe haben, ist diese Gruppe viel stärker problematisiert und diskriminiert worden. Dies ist heute noch so, da betroffene Menschen, die häufig kein Obdach haben, gerade im öffentlichen Raum ausgestellt und nicht geduldet sind.

Ein weiterer wichtiger Teil sind die Reaktionen auf diese Situationen. Man kämpfte dagegen an, Verbote wurden ausgesprochen sowie medizinische Leistungen vorenthalten. Daneben spielt die Frage des «Selbstverschuldens» eine wichtige Rolle, insbesondere beim Alkohol, der gesellschaftlich stark verankert ist, ist es für einen grossen Teil der Bevölkerung schwierig nachzuvollziehen, wieso Personen eine Abhängigkeit entwickeln und nicht einfach mit dem Trinken aufhören.

Peter-Paul Bänziger: Ich denke ebenfalls, dass dies eine zentrale Frage ist: Wie gehen wir mit den Konsumangeboten um? Wie erwähnt, kam diese Fragestellung im späten 19. Jahrhundert auf. Sie war vorwiegend an das bürgerliche Subjekt bzw. die bürgerlichen Männer gerichtet. Sie mussten sich so weit unter Kontrolle haben, dass das ökonomische Weiterbestehen der Familie gesichert war. Ich denke, dass dies zusammen mit der Klassenfrage, welche Franziska erwähnt hat, eine ganz spezifische Mischung ergab. Relativ schnell fand eine Übertragung auf andere Gruppen statt. Ihnen wurde die Fähigkeit zum richtigen, guten Konsum generell abgesprochen, während sie dem bürgerlichen Subjekt grundsätzlich zugetraut wurde. Die wenigen, die es nicht konnten, wurden dann der Medizin überantwortet. Diese Personengruppe war klein und kein gesellschaftliches Problem, während bei den anderen Menschen, denen die bürgerliche Selbstbeherrschung aufgrund ihrer Klassenzugehörigkeit abgesprochen wurde, Konsumverbote gefordert wurden. In diesem Zusammenhang war die internationale Diskussion wichtig, insbesondere auch in den USA, die sich dann in den internationalen Abkommen des frühen 20. Jahrhunderts abbildete. Diese Debatte war zudem stark rassistisch auf-

geladen und richtete sich insbesondere gegen die chinesischen Einwohner:innen in den USA. Über diesen Rassismus verstärkte sich die Abwertung des Konsums der unteren Klassen. Bis in den 60er-Jahren sprechen wir für die Schweiz aber nur von sehr wenigen Menschen, abgesehen vom Alkohol. Dies ist wichtig, festzuhalten.

Die öffentliche Anerkennung der Schadensminderung – ein schwieriger Weg

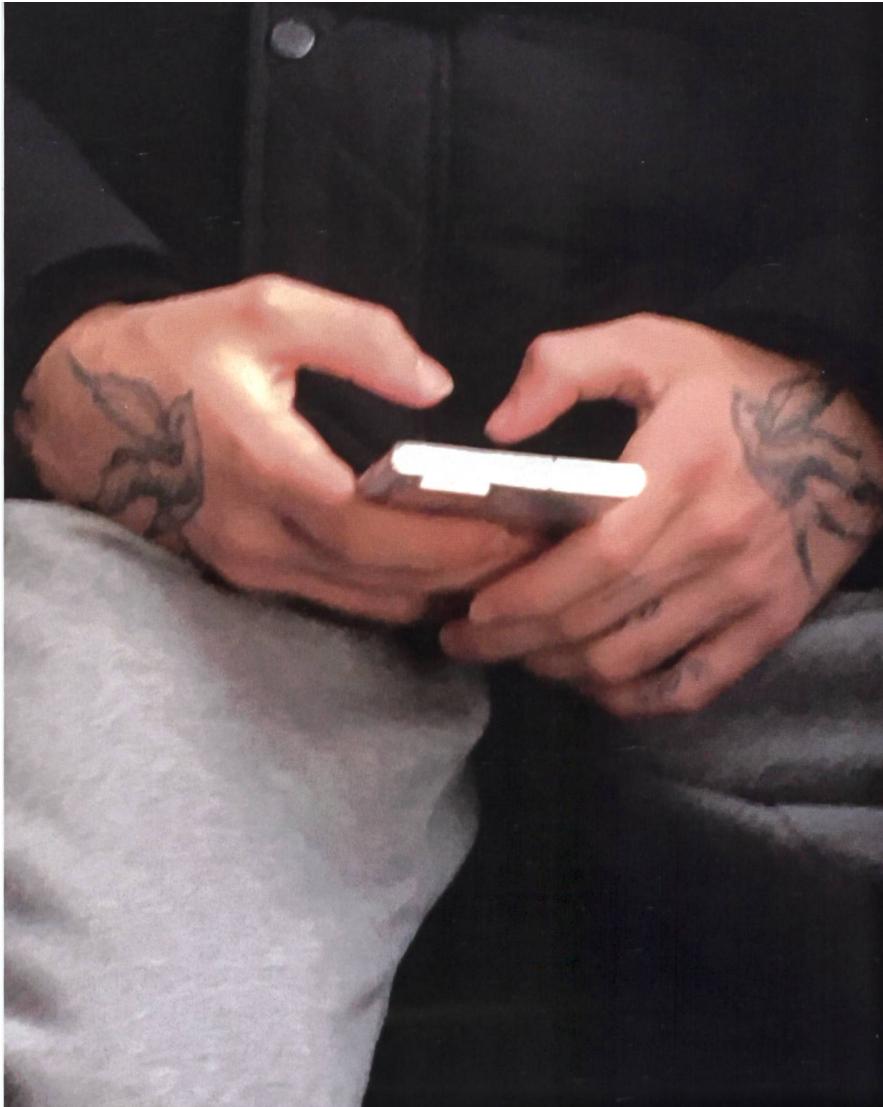
Walter Rohrbach: Wenn wir gerade daran anschliessen, welchen Blick hatte die Bevölkerung auf die Menschen mit einer Suchterkrankung, als die Debatte öffentlicher und breiter wurde bzw. die Thematik der Suchterkrankung offensichtlicher wurde? Im Buch wird auf das Hin und Her zwischen der Schadensminderung und der Repression, welches als gesellschaftliches Abbild interpretiert werden könnte, verwiesen, woraus dann verschiedene Abstimmungen folgten. Könnte man dies als Debatte um Anerkennung und Akzeptanz für die Schadensminderung in der Öffentlichkeit werten? Weg von einer ausschliesslichen Abstinenzorientierung?

Peter-Paul Bänziger: Sie meinen, dass sich der Blick darauf in der Zwischenzeit verändert hat?

Walter Rohrbach: Ja, dass in gewissen Bereichen eine gesellschaftliche Veränderung stattgefunden hat, gerade im Hinblick auf die Vier-Säulen-Politik. Ich möchte gerne noch ein Beispiel aus dem Buch nennen, welches ein Plakat abbildet mit folgendem Spruch: Hascher, Fixer und Dealer unerwünscht. In den Städten war man stark damit konfrontiert, auch mit den damit verbundenen Problemen, woraus eine ablehnende Haltung der Bevölkerung resultierte. Heute hat sich meiner Meinung nach die Sicht darauf verändert.

Franziska Eckmann: Dies war eng mit den offenen Drogenszenen verbunden, als das Heroin überhandnahm und niemand mehr die Augen vor dieser Verbreitung verschliessen konnte. Es gab viele Menschen, die sowohl direkt als auch indirekt davon betroffen waren, quer durch die gesamte Gesellschaft, auch Kinder aus gutbürgerlichen Familien verkehrten in der Szene. Die Todesfälle stiegen an und man musste feststellen, dass

die bisherigen Rezepte von Prävention, Abstinenz, abstinenzorientierter Therapie und Repression nicht mehr wirkten. Das Zusammenspiel funktionierte nicht. Verschiedene Pioniere führten dann andere Modelle ein, probierten diese mit viel persönlichem Engagement aus, wodurch die Schadensminderung aufgebaut wurde. Zudem fand ein Paradigmenwechsel statt, denn zuvor war eine paternalistische Haltung stark verbreitet. Die Fachpersonen wussten immer alles besser, die Perspektive der Betroffenen wurde kaum einbezogen. Der Staat intervenierte stark. Die Betroffenen machten da nicht mehr mit und daraus resultierte ein anwaltschaftliches Modell, gerade in der Schadensminderung. Eine Identifikation mit den Betroffenen fand statt und die Professionellen setzten sich stark für sie ein. Die Konfrontation gegenüber den repressiven Instanzen wurde auch gelebt. Infodrog verfügt heute noch über eine Fachgruppe, welche die Zusammenarbeit zwischen Suchtfachpersonen und der Polizei zum Ziel hat, denn man bemerkte, dass das Gegeneinander nicht funktionierte. Die Zusammenarbeit der verschiedenen Beteiligten ist wichtig. Daneben wurde auch festgestellt, dass man mit der Schadensminderung allein ebenfalls nicht vorwärtskommt und ein Zusammenspiel zwischen den vier Säulen angestrebt werden muss. Alle mussten sich bewegen, Therapieinstitutionen passten ihr Angebot an, die Substitution mit dem Methadon kam dazu bzw. die OAT-Behandlungen (zuvor HeGeBe), die Angebote mussten breiter werden. Zudem musste die Säule der Schadensminderung integriert und von der Allgemeinheit akzeptiert werden. Insbesondere auch von der Seite, die die Schadensminderung als Scheitern der Verbotspolitik wahrgenommen hat, was gerade bei Fachpersonen, die lange noch die Abstinenz als einzigen Weg vertreten haben, vieles ins Wanken brachte. Mit diesem Hin und Her versuchte man, einen Umgang bzw. eine Lösung mit der Problematik zu finden, die sowohl für Betroffene als auch für die Gesellschaft bzw. für alle Instanzen vertretbar war. Alle begannen am gleichen Strick zu ziehen und dies war dann der Moment, wo die Szenen geschlossen wurden.



Die (Ent)Kriminalisierung der Betroffenen - eine verpasste Chance

Peter-Paul Bänziger: Bei den Morphinist:innen des späten 19. bzw. frühen 20. Jahrhunderts wurde eigentlich von Beginn an Schadensminderung betrieben. Ihr Ansatz war, dass keine Kriminalisierung der Betroffenen stattfand. Dies erfolgte erst mit der Einführung des Betäubungsmittelgesetzes 1924/1925, doch war man auch danach noch sehr zurückhaltend. Die Strafverfolgungsbehörden wiesen die Betroffenen in psychiatrische Anstalten ein und man versuchte, sie mit Medikamenten zu behandeln. Die Frage ist nun, wie es dazu kam, dass die Schadensminderung ab den mittleren 60er-Jahren für mehr als zwei Jahrzehnte aus der Politik herausgestrichen wurde. Die zweite Fragestellung ist dann, wie die Schadensminderung wieder hereingekommen ist. Dies hat Franziska zuvor skizziert. Für das Verständnis ist sicherlich die erste Frage wichtig. Man ging von einer Unfähigkeit der Menschen aus, mit den Substanzen umzugehen. Zugleich wurde in den 50er- und 60er-Jah-

ren ständig darüber berichtet, dass bald eine Drogenwelle aus den USA komme. Ich habe Gerichtsakten untersucht und darin wird ersichtlich, dass die Untersuchungsbehörden richtig darauf gewartet haben, um dann bei den ersten Anzeichen mit aller Härte einzuschreiten. Für diese Haltung ist bis heute der Begriff der Epidemie bezeichnend, der etwas Unkontrollierbares beschreibt, welches über die Menschen hinwegfegt und erst durch Eindämmungsmassnahmen wieder in den Griff zu bekommen ist. Es stand also eine Art Erwartungshaltung, bevor ab ungefähr 1965 überhaupt mehr Personen anfingen, Stoff zu konsumieren. Wichtig ist aber auch der Kontext des Kalten Kriegs, durch den Drogenkonsum leicht als kommunistische Destabilisierungsstrategie denunziert werden konnte. Die Möglichkeit eines nicht diskriminierenden bzw. schadensmindernden Ansatzes hatte man sich damit bereits verbaut. Dies ist etwas zugespielt formuliert, fasst jedoch meine These im Buch zusammen: Die ständige Angst, dass die Welle aus den USA auf

uns überschwappen könnte, und der Kalte Krieg führten dazu, dass aus staatlicher Perspektive die alte Möglichkeit der Medikalisierung immer nur mit einer Prohibitionsorientierung kombiniert wurde.

Franziska Eckmann: Das Fazit aus heutiger Sicht ist, dass man hier eigentlich eine verpasste Chance hatte.

Peter-Paul Bänziger: Ja, und natürlich liess sich die Gegenkultur auf diesen Kampf ein. Man wartete auf den Drogenkonsum und dann wandten sich die Konsumierenden auch noch gegen das «sogenannte» Establishment. Ich will die Drogenkultur um 1968 überhaupt nicht verteufeln, aber sie erfüllte genau diese Erwartung, die seitens des Establishments vorhanden war.

Heute richtet sich alles eher gegen innen

Franziska Eckmann: Wir hatten ja diese Wellenbewegungen, zuerst die 68er- und dann die 80er-Jahre mit den Jugendbewegungen. Der Fokus lag damals auf den Jugendlichen und der Kampf der jungen Menschen für mehr Freiräume und mehr Möglichkeiten war fast untrennbar mit dem Konsum von illegalen psychoaktiven Substanzen verbunden. Heute befinden wir uns in einer anderen Situation, alles scheint vorhanden und möglich zu sein. Wenn die Jungen beispielsweise Cannabis konsumieren, hat das keine kämpferische Komponente mehr. Auch der Medikamenten- und Mischkonsum von Jugendlichen findet eher im Privaten statt. Alles ist sehr angepasst. Dafür bemerken wir, dass die jungen Menschen vermehrt krank werden und psychische Probleme entwickeln. Alles richtet sich eher gegen innen und weniger gegen aussen bzw. gegen die Gesellschaft, auch vom Konsum her.

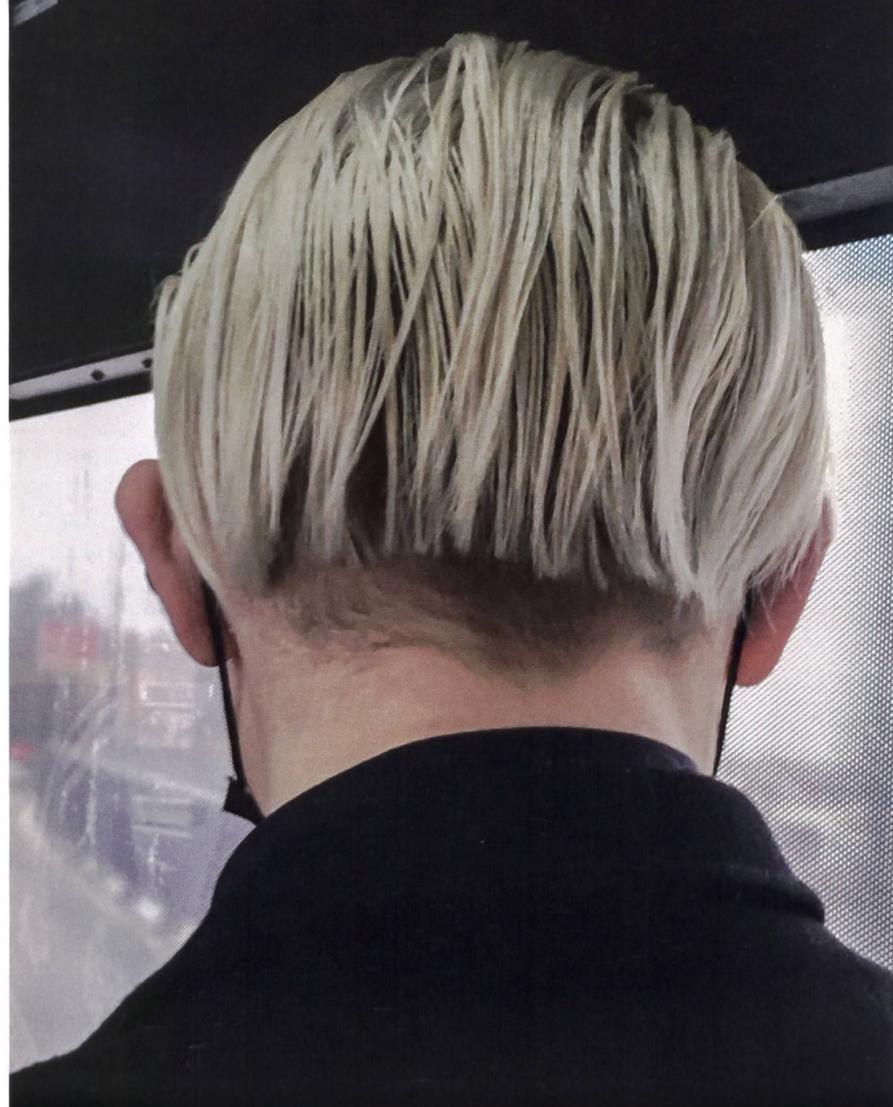
Walter Rohrbach: Damit erfolgt gerade eine gute Überleitung in den zweiten Teil des Gesprächs, welcher der Frage nachgehen soll, welche grossen Fehler gemacht wurden und was wir daraus für die Zukunft lernen können: Warum reagierten alle relativ ähnlich und führten die Prohibition ein? Entstand dies aus dem Konservatismus heraus und ist es ein automatischer Abwehrreflex, der dann zu diesen negativen Auswirkungen führte?

Die Fachwelt muss die Selbsthilfe als vollwertiges Angebot akzeptieren

Franziska Eckmann: Häufig wurde in der Vergangenheit auf einzelne Massnahmen fokussiert. Zuerst ein Entzug, dann linear eine Therapie. Zudem ist das Dogma, dass man möglichst abstinenter leben muss, ein Fehler, der gemacht worden ist. Gegenwärtig besteht mehr (Ziel-)Offenheit, beispielsweise auch mit dem kontrollierten Konsum. Die Durchlässigkeit sowie die Vielfalt von Massnahmen sind grösser. Die Selbsthilfe gehört ebenfalls dazu. Denn gerade vonseiten der Fachpersonen erfolgte häufig eine zu eingeschränkte Beurteilung der Begleitmöglichkeiten. Das heutige Angebot ist vielschichtiger. Dennoch merken wir bei Infodrog anhand der Telefone, die bei uns eingehen, dass sich gewisse Menschen trotz der oben genannten Vielfalt nicht ernst genommen fühlen und um Anerkennung ihres Weges bitten. Es braucht vielfältigere Zugänge und dazu tragen auch private Organisationen bei. Die Fachwelt muss akzeptieren, dass die Selbsthilfe ebenfalls ein Weg für Betroffene darstellen kann, ohne dass auf dieses Angebot herabgeschaut werden darf.

Die vierte Säule blockiert die Suchtpolitik in der Schweiz

Peter-Paul Bänziger: Eine weitere Hauptproblematik ist die vierte Säule. Man hat sich eine zunehmende Schadensmindeungsorientierung mit einer verstärkten Repression auf der Gasse und einer Verschränkung der Migrations- und der Drogenpolitik erkauft. In den Medien und in der Politik wurde der Typus des ausländischen Drogenhändlers (hier wird absichtlich nur die männliche Form gewählt) konstruiert. Die Stadt Zürich war da übrigens federführend, was die Abstimmungskampagne 1994 zu den Zwangsmassnahmen illustriert. Mit dieser Art von Rassismus wurde ein schadensmindernder Umgang mit den eigenen schweizerischen Drogenkonsumierenden erkauft. Im Nachhinein ist dies ein Kollateralschaden, welcher uns bis heute einen offenen Umgang mit der Angebotsseite erschwert. Gegenwärtig sind Menschen mit einem pro-



blematischen Konsum relativ gut mit den bestehenden Angeboten versorgt, abgesehen von jenen Betroffenen, die Franziska zuvor erwähnt hat. Beziiglich des Handels existiert in den Köpfen aber immer noch das Bild des ausländischen Drogenhändlers, der die schweizerischen Konsumierenden verführt und daraus Gewinne schlägt. Diese Sichtweise hätte durch eine nüchterne Betrachtung von Angebot und Nachfrage verhindert werden können. Bereits um 1980 waren etwa Forschungsarbeiten bzw. Ansätze vorhanden, die das Ganze aus einer ökonomischen Perspektive anschauten. Dies war damals in der Politik offensichtlich nicht möglich bzw. man versuchte es gar nicht.

Die zentrale Rolle der Ökonomie – ein Spannungsfeld

Franziska Eckmann: Die Rolle der Ökonomie ist ein wichtiger Teil. Dies sehen wir auf der einen Seite im Umgang mit den legalen Substanzen. Alles, was ein wenig in Richtung Prävention geht, wird blockiert, auch politisch. Die Fachseite

hat hier einen schweren Stand. Auf der anderen Seite der illegale Bereich, der sich wahrscheinlich nur ändert, wenn auch ökonomische Gesichtspunkte wiederum eine Rolle spielen bzw. wenn es ein Business wird. Aktuell ist dies für Cannabis der Fall. Wenn unter anderem die Industrie einsteigt, dann wird sich alles viel schneller ändern, als man bis anhin denkt. Das ist eine grosse, nicht zu unterschätzende Kraft im Ganzen. Wo reagiert man mit Repression? Im öffentlichen Raum bei Menschen, welche Sozialhilfe beziehen müssen. Hier wird medienwirksam interveniert und es kommt immer wieder zu Vertreibungen, wo sich teilweise dann sogar Betroffene an die Presse wenden, weil sie sich diskriminiert fühlen. Aber dann gibt es wiederum Settings, wo viele wirtschaftliche Interessen im Spiel sind, wie im Sport bzw. in den Fankurven. Da passiert nichts. Hier wird ohne Kinder- und Jugendschutz öffentlich Kokain und Amphetamine konsumiert. Es ist frappant, wie unterschiedlich gegenwärtig, ich nehme an, vorwiegend aus ökonomischen Interes-

sen, interveniert wird. Wenn etwa der Tourismus eine Rolle spielt, dann schiebt man Betroffene gerne umher. Wenn viel Geld im Spiel ist wie bei Sportvereinen, dann macht man nichts. Das ist immer noch ein grosses Spannungsfeld.

Alkohol als Drogen des Establishments

Peter-Paul Bänziger: Ein anderer Aspekt ist, dass die massgeblichen Menschen oder Kreise das, was sie selbst konsumieren, als unproblematisch betrachten. Wenn wir wieder in die zweite Hälfte der 1960er-Jahre bzw. die frühen 1970er-Jahre zurückblicken, war dies ganz klar der Alkohol. Die Gegenkultur grenzte sich davon ab und sagte: Das ist die Drogen des Establishments und interessiert uns nicht. Umgekehrt existierten Anweisungen an die Polizei, in denen expliziert stand, dass Alkohol etwas ganz anderes sei und überhaupt kein Problem darstelle. Der Alkoholkonsum wurde von staatlicher Seite lange ignoriert. Auch die Medikamente wurden kaum beachtet, was durchaus im Interesse der Pharmaindustrie lag. Man unterschied die Heroinkonsumierenden von den Menschen, die Medikamente oder Alkohol konsumierten. Doch der Mischkonsum ist nichts Neues. Wenn ich Berichte bzw. Untersuchungsakten studiere, fällt auf, dass die Menschen alles durcheinander konsumierten. Wenn man beispielsweise kein Heroin hatte, versuchte man, RESYL plus zu destillieren, damit man an das Codein herankam. Gleichzeitig hatte man Zugang zu Benzodiazepinen in grossen Mengen. Man wusste, dass Valium ein Problem war, trotzdem wurde es verschrieben. Dieser Aspekt der Problematik wurde jedoch lange ausgeblendet und man schuf eine Art Sündenbock, und zwar die Heroin- und Kokainkonsumierenden. Alle anderen, die teilweise ebenfalls einen problematischen Konsum zeigten, blieben im Verborgenen, auch wenn die Zahlen – es handelte sich um viel mehr Fälle als bei den Heroin- und Kokainkonsumierenden – bekannt waren. Ich glaube, dies ist für den Diskriminierungsaspekt zentral. An unserem Buch wurde kritisiert, dass wir den Alkohol nicht so stark behandelt haben. Wir haben aber versucht, zumindest die Thematik der Substanzen, welche in

der Apotheke gekauft werden können, hineinzunehmen.

Alle gehen auf die Suchtberatung, unabhängig der Substanz

Franziska Eckmann: Im Würfelfmodell sowie im Bericht «Herausforderungen Sucht»² versuchte man die Trennung der Substanzen zu eliminieren und betrachtet Sucht ungeachtet des Legalstatus. Ebenfalls in der Versorgung wurde ein Prozess durchgemacht. Personen mit einer Alkoholabhängigkeit gingen ungern auf eine Beratungsstelle, welche plötzlich Alkohol- und Drogenberatung hiess. Da waren grosse Widerstände vorhanden. Später kam dann die Phase, wo alle Angebote als Suchtberatung bezeichnet wurden, was ebenfalls einen entstigmatisierenden Effekt hatte. Der Zugang war unverkrampt. Egal, ob illegal oder legal, Sucht ist ein Phänomen und kann zum Problem werden. Im Buch wird es als nicht zielführend beschrieben, aber ich denke, in Bezug auf die Entstigmatisierung hat der Begriff sicherlich einen wichtigen Beitrag geleistet. Alle gehen auf die Suchtberatung, unabhängig der Substanz oder eines abhängig machenden Verhaltens.

Der Suchtbegriff in der Kritik

Peter-Paul Bänziger: Im Buch richtet sich die Kritik hauptsächlich gegen den Suchtbegriff selbst. Es stellt sich die Frage, wieso man im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrtausends auf den Suchtbegriff zurückkam, der ja höchst problematisch ist, obwohl der Abhängigkeitsbegriff bereits vorhanden war, der gemäss meinen Einschätzungen historisch weniger belastet ist. Für mich persönlich klingt der Suchtbegriff härter. Sucht hat ich – auch mit Blick auf die Geschichte – einen stärker wertenden Charakter als Abhängigkeit.

Franziska Eckmann: Einerseits gibt es den Begriff und andererseits den Zugang zu den Personen. Die Differenzierungen zwischen risikoarmem und risikoreichem Konsum sowie Abhängigkeit sind schwierig zu transportieren. Sucht ist ein gängiger gesellschaftlicher Begriff und geht den Menschen einfacher über die Lippe. Man weiss, warum es geht und es muss transportierbar sein für eine breitere Bevölkerungsgruppe, die man

mit den Hilfsangeboten ansprechen will, gerade auch im Bereich der Prävention.

Walter Rohrbach: Auch bei uns ist der Begriff Sucht Gegenstand vieler Diskussionen. Sucht wird immer noch häufig benutzt. Wichtig ist, dass man eine Sprache verwendet, welche nicht stigmatisierend ist. Bspw. sprechen wir nicht mehr von Süchtigen, sondern von Menschen mit einer Suchterkrankung und nutzen eine «Person-First-Language». Diese stellt die Person vor die Diagnose und beschreibt, was eine Person «hat», anstatt zu behaupten, was eine Person «ist». Viele Institutionen und auch wir als Magazin verwenden aber den Begriff Sucht immer noch. Ebenfalls in der Suchtforschung ist Sucht drin. Deshalb ist der Kontext massgebend und wichtig, dass man nicht negative Stereotype weiterverbreitet.

Peter-Paul Bänziger: Ein Kontext ist sicherlich die in den letzten Jahrzehnten erfolgte Abkehr vom Fokus auf die Substanzen. Bei der Abhängigkeit ist die Substanz immer mit drin: abhängig sein von ... Aus einer Public-Health-Perspektive verstehe ich die oben beschriebenen Gründe. Jedoch stellt sich schon die Frage, ob es ein solcher wertender Begriff angebracht ist?

Was hilft für die Entstigmatisierung?

Walter Rohrbach: Wenn wir nun zum dritten Teil des Gesprächs kommen, würde ich gerne den Lernprozess, welchen die Gesellschaft durchgemacht hat, thematisieren. Dies wird ebenfalls im Buch angesprochen. Sind aus eurer Sicht Pragmatismus sowie die Fähigkeit, sich immer wieder anzupassen, zielführende Merkmale für eine nicht diskriminierende Suchtpolitik? Oder welche weiteren Aspekte oder Lösungen wären gesellschaftlich wünschenswert?

Franziska Eckmann: Wir leben in einer Demokratie. Und wenn man von Suchtpolitik spricht, ist es immer ein Ringen um eine Lösung in unseren demokratischen und föderalistischen Strukturen. Was gibt Schub bei Lösungsansätzen? Diese waren schon immer verbunden mit der Sichtbarkeit oder einer Problemlast, welche die Gesellschaft wahrnehmen muss. Das war bei den offenen Drogenszenen der Fall oder auch bei der Einführung des «Passiv-

rauchschutzes» sprach dem Rauchverbot in Innenräumen vor etwa 15 Jahren, wo der damals oft wahrgenommene Cannabisrauch u. a. in Raucherabteilen im Zug paradoixerweise auch als Katalysator für die breite Akzeptanz des Rauchverbots in Innenräumen wirkte. Der Passivrauchschutz war/ist ein Lösungsweg, welcher von vielen akzeptiert ist. Es sind jeweils gewisse Zeitfenster, die es braucht, damit eine Veränderung möglich wird. Es geht nie einfach und nur top down. Momentan sind viele mit der Regulierung im Cannabispark nicht zufrieden. Die Generationenfrage spielt ebenfalls eine Rolle. Bei den jüngeren Menschen ist es keine Frage, dass man etwas machen muss und die ältere Generation funktioniert diesbezüglich noch etwas anders.

Walter Rohrbach: Ein Aspekt ist hier die Entkriminalisierung. Der Bundesrat sagt ja selbst, dass die Kriminalisierung diskriminierend und stigmatisierend wirkt und dass dies sicherlich ein wichtiger Aspekt wäre?

Franziska Eckmann: Effektiv. Man vergisst oft, dass der Konsum in vielen anderen Ländern nicht strafbar ist.³ In der Schweiz hingegen schon, was bereits stigmatisierend und diskriminierend wirken kann.

Die Vor- und Nachteile eines föderalen Systems

Peter-Paul Bänziger: Ein wichtiger Hinderungsgrund sind schon auch die internationalen Abkommen gewesen, die gerade in dieser Zeit, als man versuchte, etwas zu machen, in eine Gegenrichtung zielten. Dies war sicherlich bis zu einem gewissen Grad auch ein Vorwand, dass man nichts machen musste. Ein zweiter Grund sind die Alleinerklärungsansätze. Die Prohibition hat nichts gelöst, die Biomedikalisierung der Therapie konnte ihre Versprechen ebenfalls nicht einlösen. Was hingegen eine gute Voraussetzung ist, was wir übrigens auch im Umgang mit Covid beobachten konnten, ist ein starker Föderalismus. Wenn man das obrigkeitsstaatliche Durchgreifen in den Nachbarländern anschaut, finde ich das Verfahren in der Schweiz, die eben keine einheitliche Politik gehabt haben und Widersprüche zugelassen hat, absolut positiv. Wir sind in fast jeder Hinsicht besser gefahren. Natürlich hat das föderale Sys-

tem auch problematische Aspekte, aber insgesamt erachte ich einen Ansatz, der von unten nach oben gerichtet ist, für politische Prozesse als gut. Eher negativ in diesem Zusammenhang ist sicherlich, dass gewisse Regionen bei neuen Ansätzen bzw. Entwicklungen nicht mitmachen und die Bevölkerung dort dann davon nicht profitieren kann. Letztlich finde ich aber, dass wir mit dem Föderalismus eine gute Grundlage für Lösungsfindungen haben.

Das föderale System kann in der Versorgung auch diskriminierend wirken

Franziska Eckmann: Es gibt einen Stadt-Land-Graben bzw. sprachregionale sowie kantonale Unterschiede. Obwohl die Suchthilfe in der Schweiz mit der Vier-Säulen-Politik und durch die Verantwortlichkeit der Kantone gut geregelt ist, gibt es grosse Unterschiede in der Versorgung, insbesondere dem Zugang zur Schadensminderung sowie bei spezifischen Angeboten für Jugendliche. Dort muss man in Zukunft investieren. In der gesamten Westschweiz und im Tessin gibt es beispielsweise erst zwei Konsumräume. Das föderale System gewährt nicht für alle Personen den gleichen Zugang und kann in diesem Sinne auch diskriminierend wirken. Hier müsste man verstärkt darauf hinwirken, dass sich die Versorgungslage verbessert.

Peter-Paul Bänziger: Zur Entwicklung eines Ansatzes ist der föderale Aspekt gut. Zur breitflächigen Durchsetzung kann er wiederum ein Nachteil sein. Aber auch in der Westschweiz muss man zwischen Genf und Waadt unterscheiden. Gerade in unserem Buchprojekt hat sich dies gezeigt. In Deutschland gibt es ausserhalb von Grossstädten und im gesamten Süden des Landes gar keinen Konsumraum. Zudem darf man bei anderen Ländern die Distanzen nicht unterschätzen. Die Frage ist, wie zugänglich die Angebote für die betroffene Bevölkerung wirklich sind, gerade im Hinblick auf Erreichbarkeit und Öffnungszeiten.

Das Zusammenwirken der Kantone ist in der Suchtarbeit zentral

Franziska Eckmann: Das ist schon etwas Gutes in der Schweiz. Das Zusammenwirken der Kantone war bei der Schlies-

sung der offenen Drogenszene wichtig, insbesondere die Rücknahme der eigenen abhängigen Personen in die Kantone und damit verbunden die Pflicht, eigene Hilfsstrukturen zu schaffen. Die Auswirkung auf Angebote in anderen Kantonen sahen wir ebenfalls bei Covid-19 in der Taskforce Corona und Sucht, als es darum ging, dass die Kontakt- und Anlaufstellen (K&A) als systemrelevant eingestuft wurden. Gewisse Angebote waren geschlossen und die Betroffenen dieser Kantone wichen dann in die K&A der Nachbarkantone aus, was bei diesen Reaktionen auslösten, aufgrund der Überbelastung. Das Zusammenwirken der Kantone kann helfen, die eigene kantonsinterne Versorgungslage, nicht nur in der Schadensminderung, sondern auch in Bezug auf die Therapie-, Beratungs- und Wohnangebote zu überdenken und einen aktiven Part in der Weiterentwicklung einer zeitgemässen Versorgung einzunehmen, was sicherlich eine Stärke der Schweiz darstellt.

Endnoten

¹ Das Buch «Die Schweiz auf Drogen. Szenen, Politik und Suchthilfe, 1965–2022» von Peter-Paul Bänziger, Michael Herzog, Christian Koller, Jean-Félix Savary und Frank Zobel wurde 2022 im Chronos Verlag veröffentlicht und beschreibt, wie die Drogen ein gesellschaftlicher Brennpunkt in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts waren, von den Auseinandersetzungen um 1968 und 1980 über die «offenen Drogenszenen» der 1990er-Jahre bis zum Hin und Her zwischen Schadensminderung und Repression um die Jahrtausendwende. Danach wurde es eher ruhig um die Thematik, doch kommt seit einigen Jahren wieder Bewegung auf. Die Frage der Cannabis-Legalisierung steht im Raum, in der Medizin werden Halluzinogene therapeutisch verwendet und die Prohibition steht weltweit in der Kritik.

² Vgl. die Kurzfassung des Berichts «Herausforderung Sucht» der Steuergruppe der drei Eidg. Kommissionen für Alkoholfragen, für Drogenfragen und für Tabakprävention aus dem Jahr 2010: <https://biblio.parlament.ch/e-docs/352161.pdf>, Zugriff 28.12.2022.

³ Vgl. beispielsweise die Literaturrecherche zur Auswirkung der Cannabis-Legalisierung in den USA, Kanada und Uruguay von Sucht Schweiz: Schmidhauser, V./Zobel, F. (2021): Revue de littérature sur l'impact de la légalisation du cannabis aux Etats-Unis, au Canada et en Uruguay (Rapport de recherche Nr. 130). Lausanne: Addiction Suisse: <https://t1p.de/pvuxr>, Zugriff 28.12.2022.

